



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 234.

Freitag, 5. Oktober.

1928.

(5. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Enderling.

(Nachdruck verboten.)

Er erwachte, im Anzug quer über dem Bett liegend. Die Sonne stach ihm ins Gesicht. Er empfand einen bohrenden Schmerz in den Schläfen, und hinter der Stirn hämmerte es.

Hatte es nicht geklopft? Er lauschte. Nein. Es war nichts.

Berwirrt überblühte er das bescheidene Zimmer, die verstaubten Notenstöße und die Bücher in dem kleinen Regal, die erbärmliche Tapete mit ihren Stockflecken. Was hatte er doch geträumt? Dunkle Männer hatten ihm Geld aufgedrängt — viel Geld — ein Vermögen — und er hatte deswegen Furcht ausgestanden —. Ein Traum, lächerlich und unsinnig.

Schlaftrunken richtete er sich auf. Dabei glitt seine Hand über Kopfkissen und Oberbett, in denen es von Papieren raschelte.

Und plötzlich schlug es elektrisch durch sein Hirn: ihn hatte kein Wunschtraum genarrt. Die Psychoanalyse würde durch diese Nacht um kein Beweismaterial reicher werden.

Es war waches Erlebnis gewesen. Das Geld war ihm in die Hände gedrückt worden, und dort lag es versteckt. Versteckt?

Jedes Kind würde es auf den ersten Blick finden. Konnte man in diesem Zimmer überhaupt etwas verstecken? Es war rechtwinklig, ohne Nischen, Winkel oder Erker, ohne Geheimtüren oder Doppelwände, ohne den geringsten Anlauf zu einem Geheimnis.

Nun klopfte es wirklich. Leise, aber deutlich genug. Er hatte sich also vorhin doch nicht geirrt. Wem gehörte dieser Knöchel, der ihn aus dem Schlaf ins wache Leben geschreckt hatte?

Zitternd sah er auf dem Bettrand. Dann kam ihm der Einfall, zu schnarchen und so den Menschen draußen zu täuschen. Aber er bekam keinen Ton aus der Kehle, die trocken wie Filz war.

Vorsichtig hob er die Wasserkaraffe an den Mund und trank in tiefen, durstigen Zügen. Wie hätte er gedacht, daß Wasser so gut schmecken konnte. Leider klirrte die Karaffe vernehmlich auf dem neu silbernen Tablett auf.

Und wie auf ein erwartetes Signal stellte sich nun wieder das Klopfen ein — zum drittenmal? Zum hundertsten Mal?

Die Spannung wurde unerträglich, und es war ja nun auch keine Möglichkeit mehr, noch Schlaf vorzutäuschen. „Wer ist da?“

War das seine Stimme? Klang sie so heiser und krächzend?

Eine weibliche Stimme antwortete: „Ich bin es. Herr Grotted. Das Frühstück wird sonst kalt, und ich muß auf den Markt.“

Er erhob sich aufatmend und ging zur Tür. Als er öffnen wollte, überfiel ihn ein neuer Verdacht wie ein häßlicher Feind.

Sind Sie... allein, Frau Zedlitz? Ein unterdrücktes Lachen flatterte herüber. „Aber gewiß doch. Ich stelle Ihnen das Frühstück vor die Tür, und ein Brief ist auch gekommen.“

Schritte entfernten sich. Mit großer Kraftanstrengung bekam er es endlich fertig, den Schlüssel herumzudrehen und zu öffnen. Draußen stand nur ein Stuhl und darauf das „japanische“ Frühstücksgeschirr.

Eine grenzenlose Erleichterung machte sich in einem schüttelnden Lachen Raum. Frau Zedlitz, diese gute Zedlitz war es gewesen, die ihn so in Schrecken versetzt hatte! Ein Prachtstück, diese Mutter Zedlitz. Man sollte sie einzudern und vergolden, ja, wahrhaftig, das sollte man. Und er würde es ihr auch sagen, dieser Krone aller Wittinnen der Stadt.

Ein Blick auf die Uhr lehrte ihn, daß es zehn war. Er entsann sich dunkel, daß er hatte wachbleiben wollen und daß er sich nur für einen Augenblick auf das Bett gesetzt hatte. Also war er doch umgesunken und in diesen bleiernen Schlaf verfallen, in seinen Kinder Schlaf, wo man ihn in eine Kanone laden und abschießen konnte, ohne daß es ihn gewedt hätte? Und er hatte alle Morgengeräusche des erwachenden Hauses überhört, und auch das Gurgeln und Gehüffel der armen Lehrerin, die an ihre Zwangsarbeit ging.

Ueber dem Waschtisch hing ein Paradehandtuch, auf dem matrosenblaue Buchstaben mahnten: „Ein gut Gewissen ist das beste Ruhekitzen.“

Er lachte auf, aber er verstummte rasch. Ein gut Gewissen? Schon glitten seine Blicke zum Bett hinüber, wo sich die Banknotenbündel deutlich genug unter dem Leinen abhoben. Ein gut Gewissen?

Natürlich hatte er es. Er würde ja alles zurückgeben. Wer dachte denn daran, es zu behalten? Aber erst mußte man doch wissen, wem der Schatz gehörte oder vielmehr, wer der rechtmäßige Besitzer war. Der es ihm so eilig in die Hände drückte und unter so dramatischen Umständen verschwand, war es sicherlich nicht. Und der andere? Warum hatte er dann nicht die Polizei oder das Publikum zu Hilfe gerufen, das doch in erreichbarer Nähe war?

Die Morgenblätter würden Aufklärung bringen. Der immerhin nicht alltägliche Vorfall in dem Mauer gang mußte in der Notiz eines zeilenhungrigen Reporters schon einen Niederschlag gefunden haben. Vielleicht hatte Fahrman darüber berichtet. Oder der Besitzer hatte durch das Telephon die Nachtreaktionen unterrichtet und das Inserat aufgegeben, das mit „Hohe Belohnung“ begann.

Während er den lauen Kaffee schlürfte und die Brötchen frisch, sah er immerfort nach den Bündeln drüben. Sie lockten und warteten zugleich. Er fand nicht die Energie, sich zu überzeugen, ob der Schatz sich nicht — wie im Märchen — verflüchtigt und verwandelt hatte.

Der Brief war von Inge Brodersen. Nur knappe Zeilen in einer steilen, klaren, beherrschten Schrift: „Wir sind in Sorge um Sie. Es ist doch wirklich nichts geschehen? Lassen Sie sich bei uns sehen. Oder haben Sie uns vergessen? Am Freitag finden Sie uns immer zu Hause.“

Darunter ihr Name, den er küßte, wieder und

„Anteher. Nein, ich habe dich nicht vergessen. Wie könnte ich das wohl?“

Kurt Grotted empfand plötzlich den Sonnenschein, der das Zimmer durchflutete, und das Schellern einer Amsel draußen im Vorgarten: der Frühling war im Land!

Er sprang auf, rannte ans Fenster, riß es auf und sog die quellsüßliche Luft in tiefen Zügen ein. Dann lief er ebenso schnell zurück, um die Tür aufzumachen. „Guten Morgen, Frau Zedlig!“

Sie stand, zum Ausgehen bereit, im Flur und sah ihren fröhlichen Mieter verdutzt an.

„Frau Zedlig, ich wollte Ihnen bloß sagen, daß ich Sie am liebsten auf der Stelle abküssen möchte.“

„Ach, du liebes Herrgöttle von Biberach, mich alte Urschel? Da finden Sie schon Jüngere.“ Sie quiekte vor Lachen.

Er wollte ihr eine faustdicke Artigkeit sagen, als es klingelte. An der Milchglasscheibe der Korridortür zeichnete sich deutlich eine Männergestalt ab.

Als Frau Zedlig auf die Klinke drückte, wollte er dazwischenfahren. Aber seine Füße waren wie angehängelt. Waren sie schon da?

In der offenen Tür stand Fährmann, schmunzelnd und selbstzufrieden wie immer. „Guten Abend — Verzeihung, edle Frau, guten Morgen! Ah! da ist auch schon unser Baron.“ Er schritt in seinem eigentümlichen Wiegegange, der immer an Schiffsfahrten erinnerte, auf Grotted zu. „Schon angezogen? Oder solltest du noch nicht ausgezogen sein?“

„Wo kommst du denn eigentlich her?“ fragte Grotted unfreundlich. Er blieb, den Eingang versperrend, in der Zimmertür stehen.

„Ich habe die Pension nicht gefunden und im Garten genächtigt. Ein Schupo hat mich aus einem wirklich allerliebsten Traum geweckt und mich kraft meiner Ausweis Karte laufen lassen. Es müßte verboten sein, alle Häuser gleichzubauen. Wie soll man da das richtige im Dunkeln finden?“

Es geschah sechsmal in der Woche, daß Fährmann nachts nicht nach Hause fand.

Die Wirtin ging lachend. Die Flurtür fiel hinter ihr zu. Grotted stand noch immer an dem alten Platz.

„Na, willst du mich nicht reinlassen?“

Grotted warf einen scheuen Blick in das Zimmer. Aber Fährmann ließ ihm keine Zeit zu einer Ausrede. Er drängte ihn in einem geminteten Ringkampf fort. „Noch ein Widerstand, und du kriegst die schönsten Kinnhaken, die je auf diesem Kulturgebiet ausgeteilt worden sind.“

Grotted trat langsam zurück. „Sieh mal an!“ meinte Fährmann nach kurzer Prüfung. „Du hast mir nicht viel vorzuwerfen. Gewaschen bist du auch noch nicht. Die Schüssel ist leer und die Kanne noch gefüllt.“

„Du bist wohl unter die Detektive gegangen, wie?“ fragte Grotted mürrisch, und er ärgerte sich im gleichen Augenblick über diese Wendung.

Fährmann nahm gemütlich am Tisch Platz, füllte den Kaffee in die Tasse des Freundes und stippte das letzte Brötchen ein. „Hast du vielleicht noch ein paar Sardinen da? Es ist das gesündeste Morgengericht, wie mir ein Medizinmann verraten hat, der eine Leuchte der Wissenschaft war.“

Grotted sah ein, daß er sich in das Unvermeidliche fügen mußte. Er nahm seinen Mantel, der noch vom vorigen Abend über einem Stuhl hing, und warf ihn auf das Bett, schen zu dem unbequemen Besucher schauend. „Gern. Was gibt's Neues in der Stadt? Du hast doch schon das Morgenblatt da?“

„Hier, mein Sohn. Aber von deinem Auftreten im Rundfunk steht noch nichts drinnen, so unwahrscheinlich es klingt.“

Grotted riß ihm die Zeitung aus der Hand. „Und sonst nichts?“

„Polen kauft, und Rumänien kauft. In Triol müssen die Hunde neuerdings italienisch bellen. Die Käteleute haben die glänzende Idee, vermittle einer Anleihe den Kapitalismus zu töten. Das wäre so ziemlich das Wichtigste.“

„Und hier? Du hier denn nichts passierendes?“

„Doch! sonst so die lebendige Zeitung.“
„Danke. Aber man ist Reporter, oder man ist es nicht — und ich bin es.“ Dieser bequeme, schwammige Bursche war der fixeste Berichterstatte der Stadt. „Neues? Lieber Gott, was passiert hier schon Neues? Ein Planetarium ist angekauft, da der Himmel vor Rauchwolken doch nicht mehr zu sehen ist. Die Spartassengläubiger hielten eine Versammlung ab, ohne andern Erfolg, als daß die Hundesteuer erhöht wird. Resultat. Protestversammlung sämtlicher Räter und Mißtrauensvotum am Eßlein des Finanzministeriums. Ja, und Herr Baron Grotted auf einem Bummel mit der kleinen Klavieristin vom „Alcazar“.“

„Das weißt du also doch schon?“

„Nimm dich in acht, o Jüngling! Das ist eine gefährliche Schönheit.“

„Mir wird sie nicht gefährlich“, unterbrach ihn Grotted mürrisch, in der Zeitung blätternd. „Ist nichts Interessantes passiert? Banteinbruch? Raub? Verfolgung? Schüsse in der Nacht?“

„Du hättest Reporter in Indianapolis werden sollen. Du hast deinen Beruf verfehlt. Aber Phantasie allein macht es nicht. Die Nase muß man haben. Die Nase. Ich habe sie.“

Ja — dachte Grotted höhnisch —, aber diesmal hat die Nase verjagt! (Fortf. folgt.)

„Harfe des Gros.“

Von Karin Michaelis.

Nachstehend das Kapitel, das über die Beurteilung der Schauspielerkreise in Dänemark um die Jahrhundertwende berichtet und die Verhältnisse an dortigen Wanderbühnen schildert, als eine interessante Probe aus dem im Drei-Regel-Verlag, Berlin, erscheinenden Buch „Harfe des Gros“, das von der dänischen Presse als ihr bestes bezeichnet wird.

Die alte Frau legte Doras ungeöffneten Brief still neben die Hafergrütze und verschwand, als hätte sie damit nichts zu schaffen gehabt. Es war am besten, sich etwas fern zu halten, wenn ein Brief von Dora kam. Man wußte ja nie, worauf sie beim Schreiben alles kommen konnte. — Dora schrieb:

„Lieber Vater! Ich kann leider nichts dafür, aber ich komme in der nächsten Woche und soll jeden Abend spielen. Wenn Du nur jünger wärest und verreisen könntest, so lange das Schlimmste dauert. Jetzt mußt Du dich damit begnügen, in den Tagen keine Zeitung zu lesen, und mußt nach der anderen Seite sehen, wenn ich mit meinen Kollegen auf der Straße gehe. Lieber Vater! Du kannst mir glauben, daß auch ich es traurig finde, daß ich eine Laufbahn wählte, die Dir zuwider ist. Aber ist es nun nicht ein kleiner Trost, daß ich wenigstens auf meinen rechten Platz im Dasein gekommen bin? Wie viele können das von sich sagen! Mein Gott, es klingt natürlich besser. „Königliche“ Schauspielerinnen zu heißen, und Pension haben wir ja auch nicht. Aber tauschen — nicht für alles in der Welt! Du wirst sehen, es bleibt schon noch ein Bett für mich im Bartover Armenstift, wenn erst die Zeit kommt. Wenn nicht der Gott von Mutter Sidentius mich zu sich nimmt und mich zur himmlischen Schauspielerin ernennt. Dann würdest Du doch stolz auf Deine Tochter sein.“

Ich liebe das Herumfahren mit meinen Kameraden im ganzen Land und laufe nicht davon wegen einer Bretterbühne ab und zu. Ich mache es auch nicht besser, als es ist. Es ist nicht heiter, wenn man, nachdem man den ganzen Tag auf Kleinbahnen durchgerüttelt wurde, dann abends in einem durchdrückten Wirtschaftssaal spielen und, sobald man wieder abgeschminkt ist und den Plunder zusammengewacht hat, weiterbummeln muß. Man kann auch von Hotel zu Hotel stehen, ehe man eines findet, das nicht gleich einen Haufen kostet und doch Leintücher auf den Betten und einen Ofen im Zimmer hat. Aber schön ist es, wenn man das Publikum an den richtigen Stellen aufsuchen und schlucken hört, und schön ist es, wenn der Kaffee zufällig gut und das Brot frisch ist, und die dortige Presse einen mit der Duse oder Sarah Bernhardt vergleicht, und wir alle in strahlender Laune sind und mit unseren Erlebnissen aufstischen ohne kleinliche Angst, zu viel aufzutragen. Ich glaube nicht, daß es weder frohere noch dankbarere Kinder gibt als Gaukler. Aber ich verstehe gut, daß Du nicht die Herrlichkeit bei diesem Metier erfährt. Ich erinnere mich, wie ich selber als Kind —

ihnen umbreiten, abseits es unten war, daß nach jemandem umzubringen.

Schau, Vater, ich lebe jedenfalls mein Leben, während Dein Herzenssohn Abel eigentlich togeboren zur Welt kam und nur durch einen von den vielen wunderbaren Zufällen des Schicksals sich noch über der Erde bewahrt. Mitsamt seiner Frau, Gordon, „Gemahlin“.

Hättest Du ihn nun nach dem Bruder gekannt, dann wäre ich dessen gewiß, daß aus ihm ein honetter Mensch geworden. „Kain Sidenius.“ Das klingt nicht schlecht. Aber ich werde nicht mehr „Schimpfwörter“, wie Mutter sagt, über ihn verlieren. Jenseits war so lieb, mir einen kleinen Weihnachtsabend, den wir in Kolbing verzeihen, zu schicken. Wir tranken auf Euer Wohl mit einem guten Tropfen. Schilt nun nicht Mutter, und sag, ich hätte es von ihr, da ist vielmehr irgend ein dunkler Punkt in Deiner Familie, der mit dem „Grünen Wagen“ zu schaffen hat.

Um Dich milder zu stimmen und die Ankunft der „Verlorenen Tochter“ festlich vorzubereiten, habe ich gelernt, Billard zu spielen. Man sagt, daß ich Talent habe. Das habe ich doch nicht etwa von Mutter! Was meinst Du dazu, mit mir im Klub zu spielen, natürlich zu Zeiten, wo es niemand sieht?

Noch eines, ehe Du es von Fremden erfährst: „Mein früherer seliger Mann“ kommt mit. Und was noch ist, wir „bekommen“ einander vor offenem Vorhang alle drei Abende hintereinander. Ihm tut es gerade so leid wie mir, denn er liebt und verehrt seine betagten Schwiegereltern unverdrossen. Aber wir wählen nicht selbst unsere Rollen. Abtrünnig kommen wir gut miteinander aus. Wir pakteten nur nicht dazu, miteinander verheiratet zu sein. Als Freunde vertragen wir uns großartig. Er fragte sogar, ob es nicht anginge, daß er einen Abnehmer zu Euch täte, Euch einen kleinen Besuch abstattete. Ich antwortete: „Vielleicht in der Dunkelheit.“ Jetzt könnt Ihr darüber nachdenken.

Wie ich mich darauf freue, in Mutters Schubladen und Lumpenbeuteln zu kramen, meine Leibspeisen zu bekommen, und zu spülen und am Spion zu sitzen! Schade, daß ich mich dann nicht auch selber da unten vorbeigehen sehen kann! Und darauf von meinem lieben, alten Vater Schelte zu bekommen. Küsse Mutter auf ihre süßen, roten Backen, sei nicht allzu traurig darüber, daß Du eine Tochter hast, namens Dora.“

„Nachschrift: Ich soll in keinem der Stüde verführt werden oder meinen Mann betrügen.“

Platos Notsignal.

Skizze von W. Emil Schröder.

Etwas weh war Herbert Grabinger doch um das Hera, als er den Kommilitonen von einst, die ihn zum Bahnhof geleitet, die Hand drückte und mit leichtem Handgepäck am Zug entlang eilte, der ihn nach Frankfurt a. M. bringen sollte. Noch vor Abschluß seines Examins konnte er sich dank guter Beziehungen seines Vaters eine Stellung in einem großen chemischen Werk sichern, aller Zukunftsorgen enthoben. Er hatte jetzt den Doktorhut, wie man sagt, in der Tasche.

Er stunkte — sein Herz schlug schneller. Dort stand die blonde Käte mit ihrer ein wenig mager geratenen Tante, die keinen Studenten leiden mochte, auch den Herbert Grabinger nicht. Hätte sie ihm nicht so oft die Möglichkeit genommen, mit Käte in aller Verschwiegenheit ein ernstes und doch gutes Wortchen zu sprechen — längst wäre er mit ihr ins Reine gekommen. Ehe Grabinger aber noch feststellen konnte, ob die Tante oder Käte den Zug benutzen wollte, hatte das Menschengewühl ihn fortgerissen. „Plato“, der braune Pudel, den ihm seine Hausmutter zum Abschied geschenkt, war auch nicht bester Laune. Wie kann man das auch von einem Hunde erwarten, der jahrelang in Heidelberg daheim war und nun, mit Reine und Maulkorb versehen, achtlos getreten und gestoßen von reisefreudigen Menschen, nicht einmal die Möglichkeit besaß, Abschied zu nehmen von soundsovielen niedlichen Hundedamen und Straheneden!

Grabinger stand am geöffneten Fenster eines Abteils zweiter Klasse, in dem er der einzige Fahrgast war. Wehende Flügel entwandten, und langsam zerfloß das geliebte Heidelberg im Morgenglanz des schönen Tages wie ein Traum, verflang der Abschiedsruf der Kommilitonen wie ein Hauch: „Nun zu guter Letzt...“

Käte fiel ihm wieder ein. Meiste sie im Zuge, so würde er sie bald finden. Plato hatte sich neben ihm auf dem Postler bequem gemacht, die Schnauze auf den Schoß des neugeborenen Doktors gelegt und blickte ihn aus klugen Augen an. Plötzlich sauste ein Gegenstand von oben herab, — Herr und Hund erschrakten: es war der schwere „Ziegenhainer“, den

und hängte nach kurzem Überlegen den Stod in den Griff der Notbremse, wo er lustig hin- und herpendelte. Dann schürte er Plato ein, sich gefittet zu verhalten, bis er wieder käme. Suchend durchstreifte Grabinger den Zug von einem zum anderen Ende — er fand weder Käte noch ihre Tante. Allerstarren, und so zog er sich etwas misshütig in den Eiseisenwagen zurück und bestellte Kaffee. Er vertiefte sich bald in seine Morgenzeitung und dachte nicht mehr an Plato. Dem waderen Tiere Plato aber wurde es inzwischen langweilig. Seine treuerzogenen Augen blieben an dem verblenden Stod hängen. Ohne Stod ging Herrchen nie aus! Vergessenes und Verlorenes mußte man ihm bringen. Also zog und zerrte Plato an dem Stod, bis er ihn sicher im Mause hielt. Da quetschten die Räder — ein scharfer Ruck, langames Verklingen der gleitenden Bewegung — der Zug hielt.

Aufgeregt liefen die Schaffner durch die Gänge. Was war geschehen? Raub? Mord? Überfall? Man öffnete die Tür zum Abteil Grabingers, schleunigst verkroch sich der Pudel unter den Sitzen. Ja — hier war die Notbremse gezogen. Aber wer hatte sie gezogen? Vielleicht hatte man den Reisenden dieses Abteils ermordet, beraubt, zum fahrenden Zuge hinausgeworfen?

Schon drängten sich am Abteiffenster neugierige Köpfe. Die Beamten beschwichtigten. Nein, nichts von Belang wäre geschehen! Vielleicht ein kleiner Defekt an der Maschine. — Man wollte Aufsehen vermeiden. Drei Beamte sollten die Strede absuchen. Indessen untersuchte man das Gepäck, das im Abteil zurückgelassen war. Aha, Doktor Grabinger hieß der Reisende. Man hatte doch wenigstens einen Anhaltspunkt! Bis zum Eintreffen eines Kriminalbeamten mußte natürlich der Tatort in seinem ursprünglichen Zustand erhalten bleiben. Das Abteil wurde daher verschlossen. Die im Zuge verteilten Detektiven, denen sonst die Aufgabe oblag, auf Taschendiebe zu achten, erhielten die Weisung, auf alle Reisenden ihr Augenmerk zu richten, die auf der nächsten Station den Zug verlassen wollten. Möglicherweise weilte der Täter noch im Zuge.

Indessen hatte der „Ermordete“ und „Beraubte“ sein Frühstück beendet. Er fand bei der Rückkehr sein Abteil verschlossen und wandte sich an einen Beamten. Der musterte ihn mit doltartigem Blick: „Wer sind Sie? Können Sie sich ausweisen?“

Bereitwillig griff Herbert in die Seitentasche und suchte in seiner Brieftasche nach einem Ausweis. Himmel! Seine Studententarte mit dem Lichtbild hatte er ja abgeben müssen! Bistentarte? Nein, die genügte nicht. Die Miene des Beamten wurde sächlich streng. „Sie behaupten, in diesem Abteil gewesen zu sein? Gut. Sie sind Doktor Grabinger? Auch gut. Dann haben Sie die Notbremse gezogen? Nein? Also Sie leugnen den Tatbestand? Mein Gott, junger Mann, so stehen Sie doch rüchhaltlos!“

„Was soll ich gestehen?“
„Das Sie Doktor Grabinger ermordet, sich seine Brieftasche und Wertgegenstände angeeignet und die Leiche zum Fenster hinausgeworfen haben!“

Grabinger brach in ein lautes Gelächter aus, daß die Leute aus den Nebenabteilen herbeiströmten. Der Beamte winkte einem der Detektiven und flüsterte ihm zu: „Der Täter ist offensichtlich geisteskrank!“

„Darf ich — darf ich — einmal meine Leiche sehen?“ prustete Grabinger. „Sie wird schon geholt!“ bemerkte mit niederschmetterndem Blick der Beamte. Entsetzte Gesichter. Ein Mord! Und dieser junge, sympathische Mensch der Täter, welcher Gipfel menschlicher Verworfenheit! Ein Beamter trat an Grabinger heran: „Ich erkläre Sie für verhaftet!“

Grabinger lächelte und ging langsam vor dem Beamten her. „Herbert!“ rief eine helle Mädchenstimme. Käte stand vor ihm, blond, froh, strahlend. „Man hat mich wegen Mordes an mir selber verhaftet!“ lachte er.

Erschrocken schaute sie ihn an: „Wegen Selbstmordversuches?“ Er schüttelte den Kopf. Der Beamte fragte höflich, aber immer noch streng dienstlich Käte: „Kennen Sie den Herrn?“ — „Aber natürlich! Seit Jahren! Das ist Herr Doktor Herbert Grabinger!“

Der Beamte stunkte. Soeben kamen auch die anderen Beamten zurück. Auf der Strede hatte man nichts gefunden. Da räusperte sich der Beamte: „Verzeihung — es scheint — ihm — doch ein Mißverständnis zu sein. Vielleicht hat sich jemand einen schlechten Scherz erlaubt und in Ihrem Abteil die Notbremse gezogen!“

Grabinger nickte freundlich. Ein schlechter Scherz? Da stelen ihm der Ziegenhainer und die Notbremse ein, und er mußte hell aufschreien. Käte sah ihn besorgt an — aber als sie in seinem Abteil neben ihm saß und die Geschichte vom Notsignal erfuhr, stimmte sie in dieses betriene Lachen ein, das auf dem gangenen Weg nach Frankfurt sehr oft unterbrochen wurde. Sogar Plato schloß verständnisvoll die klugen, treuen Spitzbubenaugen!

Neue Bücher

* „Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte“. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen nach dem Tode von Johann Willibald Mehl und Jakob Feidler, herausgegeben von Eduard Castle. Dritter (Schluß-) Band 1848–1918. 4. Abteilung. (Verlagsbuchhandlung Carl Fromme G. m. b. H., Wien V.) Die vierte Abteilung bringt die Übersicht über die literarische Entwicklung zwischen 1848 und 1866 in den österreichischen Ländern zum Abschluß, und zwar in Böhmen (Lafke), Mähren und Schlesien (Sofis), Galizien (Kollauer), Bukowina (Kaindl), Ungarn (Pukánszki), Banat (Stein), Siebenbürgen (Schullerus-Hajek), Kroatien-Slawonien (Matz). Die Abwendung von Wien, namentlich im Osten, hat eine weitere Abkehr vom Deutschtum zur Folge, die sich von Geschlecht zu Geschlecht politisch und kulturell immer stärker auswirkt. Entsprechend dem Zweck des Werkes, erschöpfende Auskunft über die literarische Kultur der österreichischen Länder zu geben, wird in allen diesen Aufsätzen neben den Bemühungen um die schöne Literatur auch die sonst nirgends im Zusammenhang dargestellte Entwicklung des Zeitungs- und Theaterwesens sorgfältig berücksichtigt. In den letzten drei Bogen unterrichtet der Herausgeber über die Grundlagen der zweiten Epoche: Herrschaft und Niedergang des deutschliberalen Großbürgertums 1866 bis 1890.

* Stefan Großmann: „Chefredakteur Roth führt Krieg“, Roman. (P. Holsner, Verlag, Wien IV.) In der „Flamme“, einer Zeitung, die sich mit intimen Privatangelegenheiten beschäftigt, und die man deshalb als Revolver- oder Standaftblatt bezeichnen kann, führt Stefan Großmanns Chefredakteur seinen Krieg gegen alles, was seiner Meinung nach bekriegt werden muß. Sein Schlachtfeld ist der Zeitartikler, mit dem er das Kapital bekämpft, Theaterdirektoren unmöglich die Stadtverwaltung von sich und seinem Wohlwollen abhängig macht, Streik und Aufruhr veranlaßt. Er selbst hält sich von Korruption fern, geht aber an einem korrupten Bruder zu Grunde und wird vollständig erledigt, als er seine Seele entdeckt und eine Siebzehnjährige ihm die Waffen aus der Hand schlägt. Die Schilderung der Charaktere ist außerordentlich bunt und abwechslungsreich.

* Peter Freuchen: „Der Eskimo“, ein Roman von der Hudson-Bai, Übertragen von Erwin Magnus. (Safari-Verlag G. m. b. H., Berlin W 35.) Dieses Buch schrieb einer, der volle zehn Jahre lang abgeschlossen von jeder europäischen Kultur in engster Verbindung mit den Eskimos gelebt und ihre Sitten und Gebräuche wie keinen ein Weiser kennen gelernt hat. Sein Verfasser ist der bekannte Reisegefährte des Eskimo-Forschers Knud Rasmussen. Wohl noch nie ist der Norden einführender beschrieben, erstand eine so ergreifende Schilderung wie diese von dem Eskimo Mala, dem Führer seines Volkes. Gefahrvoll und abenteuerlich sind ihre Wildfänge, fast endlos die Züge durch die Schnee- und Eiswüsten nach neuen Jagdplätzen. Gebrechliche lassen sich in Schneehütten einmauern und warten auf den Tod – Naturhaft ist das Liebesleben, der Stärkere hat Recht! Gutmütige und heisende Menschen sind sie alle, die nicht begreifen, daß ihre Sitten den Kulturanschauungen widersprechen. Das Buch ist kein Landschafts- oder Reisebild: in dem Schicksal des Eskimos spiegelt sich das Geschick seines Volkes und Landes wieder. Wie dieses langsam sterbende Volk den vordringenden Kultureinmäßen der weißen Rasse erliegt und dadurch von den alleinmöglichen Lebensgewohnheiten abkommt, wie sich aus den Sitten des Volkes erschütternde Konflikte mit der weißen Obrigkeit ergeben (der Eskimo Mala rettet, schützt und ernährt seine Helfer), wie sie leben, im Winter in Eis- und Schneehütten, im kurzen Sommer als Nomaden in Zelten, das alles ist mit feiner Eindringlichkeit dargestellt, die langjähriges Vertrauen mit dieser abgeschlossenen Welt und Liebe zu ihren Menschen verrät. Wir stehen vor einer tiefmenschlichen Schilderung, der sich niemand ohne Mitgefühl entziehen kann.

* Karl Fidor: „Der Narr der Liebe“, ein Roman, der fast so grotesk ist, wie das Leben selbst. (Verlag Dr. Sells-Gosler A. G., Berlin SW 68.) Der Verfasser des einst so gerühmten Romans und Films „Die Herrin der Welt“ tritt mit einem neuen Werte in die Öffentlichkeit. „Der Narr der Liebe“ ist eine Fiktion, die mit Kühnheit plätsch in eine Welt der merkwürdlichen Begebenheiten schleudert. Humor und Tragik bewegen sich in atemlosem Tanz. Rhythmus und Tempo erzeugen Spannung. Und

doch leuchten zwischen allem Geschehen immer wieder Kapitel auf, die nur ein Dichter geschrieben haben kann.

* Demeter Sze: „Das blaue Phantom“ und andere okkulte Geschichten. (Drei-Masten-Verlag, München.) In das Schicksal des Menschen greifen immer wieder unsichtbare Kräfte ein, die verstandesgemäß nicht zu fassen sind, weil sie über der menschlichen Sinneswelt ihre Heimat haben, nur der besinnliche und feinfühligste Beobachter des Geistlichen wird überall ihr Werk erkennen und merken. Dieses Okkulte ist das Grundmotiv, das diese sieben reizvoll erzählten Geschichten durchzieht und in allen Variationen erklingt. Man kann sich dem Banne des Erzählers nicht entziehen, ob man okkultgläubig ist oder nicht.

* Ilya Ehrenburg: „Die Liebe der Jeanne Kog“, Roman. (Rhein-Verlag, Basel.) Der durch seine Verfilmung und dem vom Dichter gegen die Gestaltung einzelner Personen eingelegte Protest aufs neue aktuell gewordene Roman, der seinerzeit ausführlich von uns gewürdigt wurde, ist soeben in neuer handlicher Ausgabe in einem Roman.

neue ansehbare. Grazia Deledda: „Lia und die Männer“. Edmund Sabott: „Jan Fod, der Millionär“. (Müller-Verlag, Berlin.) Die Trägerin des Nobelpreises dankt ihre Erfolge der Fähigkeit, die Atmosphäre ihrer Heimatinsel Sardinien in großartigen Landschaftsbildern und in den Gestalten ihrer Romane eindringlich wiederzugeben. Lia, die Heldin des Romans „Lia und die Männer“, ein junges Mädchen aus Sardinien, folgt einer Einladung des alten Onkels nach Rom, heiratet dort und wird früh Witwe. In allem Schicksal, bei all ihren Liebeserlebnissen bleibt sie mit ihrem stolzen, verhaltenen Wesen der Heimat treu – eine fremdartig reizvolle Erscheinung im weltstädtischen Leben der „ewigen Stadt“. Edmund Sabotts „Jan Fod, der Millionär“ ist ein Kriminalroman. „The Blue star“, ein kostbarer Sammler, wandert aus einer Diebstahl in die andere. Daß man der Hauptfigur des Buches, einem sympathischen, gutartigen Lumpenkerl trotz seiner Diebereien nicht eigentlich böse sein kann und sich mit ihm über die Erbschaft von nicht weniger als 17 Millionen Dollar herzlich freut, das ist der Hauptwitz dieses Romans.

* Johannes Jägerlehner: „Der Zigeuner auf dem Matterhorn“. (G. Grote, Berlin.) Die Katastrophe der ersten Matterhorn-Besteigung am 13./14. Juli 1865, bei der während des Abstieges drei englische Touristen und ein Führer abstürzten und den Tod fanden, hat diesen stolzen Gipfel zu einem der berühmtesten unter den Schweizer Bergen gemacht, der mit geheimnisvollem Zauber einen jeden anzieht. Johannes Jägerlehner, der Kenner und Räuber des Wallis, seines Volkstums und seiner Bergschönheiten, hat aus dem Munde des jüngeren Taugwalder, der mit seinem Vater sowie dem Engländer Edward Whymper durch das Reizen des Seiles vor dem Abstieg bewahrt blieb, einen wahrheitsgetreuen Bericht empfangen und aus diesem ein ergreifendes poetisches Bild der tragischen Geschichte dieser berühmten Erstbesteigung geformt. Es ist eingeraht in eine liebe- und humorvolle, anschauliche Schilderung des Lebens und der Sitten des Zermatter Hochtales in jener Zeit, als es noch still und weltentlegen war.

* Hans Richter: „Ozeana 3000 PS.“. Roman. (Verlag Ernst Reils Nachf. – August Scherl – G. m. b. H., Berlin SW 68.) Der Roman eines deutschen Ozeanfluges. Aktuellste Zeitgeschichte im Rahmen einer fortwährend erzählten Handlung. Ein Symbol des ewigen Kampfes des Menschen und seiner Technik gegen die Naturgewalten. Deutsches Siedler- und Kolonistenleben in Südamerika, das Auswandererelend, Strömungen und Unterströmungen im wirtschaftlichen Wettbewerb Deutschlands und Frankreichs um die zukunftsichtige Flugzeuglieferung nach dem lateinischen Amerika, die zähe Wiederaufbauarbeit in Deutschland bilden den lebendigen Hintergrund des spannenden Romans.

* Karel Vanek: „Die Abenteuer des braven Soldaten Schweik in russischer Gefangenschaft“. (Verlag Adolf Sponel, Prag.) Sponels Werk, das er selbst nicht vollendete, ist mit diesem 6. Band der „Abenteuer des braven Soldaten Schweik“ wohl endgültig zu Ende geführt. Schweik, dieser köstliche Zeitgenosse des Weltkrieges, hat noch einige recht interessante Erlebnisse in Sibirien und Rußland zu bestehen, die wieder mit unwiderstehlicher Drastik geschildert sind. Er kehrt glücklich zurück nach Prag und trifft sich nach festlichem Einmarsch im „Reich“ mit seinem Spezi. Es sollte uns nicht wundern, wenn er zu gegebener Zeit wieder von sich hören läßt.